



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

KRIS VAN  
STEENBERGE

**VERLANGEN**

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Waltraud Hüsmert

Klett-Cotta



Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert  
vom Flämischen Literaturfonds.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Woesten« in der Uitgeverij Vrijdag, Antwerpen  
© 2013 by Kris Van Steenberge und Uitgeverij Vrijdag  
Für die deutsche Ausgabe

© 2016 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München  
unter Verwendung eines Bildes von © Sarah Jarrett/Arcangel Images

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet

GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98034-9

*Für Arne und Femke,  
weil sie das andere Ufer erreicht haben,  
was mich so stolz macht.*

**FLÜGEL**

Lenkte der Wind sie zu ihm hin? Oder gab ihr das Schicksal einen kleinen Schubs? Er stand mit dem Rücken zu ihr unter einem einsamen Baum neben dem Rübenfeld, in einem langen Mantel und mit einem grauen Hut auf dem Kopf. Sie schwankte einen Moment zwischen den Ermahnungen ihrer Mutter, *sprich nicht einfach fremde Leute an*, und ihrer Neugier, *vielleicht kommt er ja aus der Stadt*. Erst als sie fast bei ihm war und er sich umwandte, erkannte sie ihn. Herr Funke. Also kein Fremder. Obwohl ...

»Hier weht es einen fast um«, sagte Elisabeth. Es klang ein bisschen zu erwachsen.

»Der Wind kommt von Westen«, antwortete Herr Funke. »Noch ein, zwei Tage, dann legt er sich.« Eine warme Stimme.

Sie hatte ihn noch nie reden hören, aber ihn schon einmal bei ihrem Vater in der Schmiede gesehen, mit Zeichnungen für ein Geländer am Treppenpodest von Zulmas Haus. Ein Löwe sollte darin eingearbeitet sein, mit einer Rose im Maul. Der Löwe war gelungen und die Blume in seinem Maul auch, und obgleich niemand begriff, was es zu bedeuten hatte, fand es Anklang, man hielt es für eine gute Idee, passend für ein so großes Haus an der Hauptstraße. Ihr Vater hatte mehrere Wochen dafür gebraucht,

nicht schlecht daran verdient und pünktlich die vereinbarten Raten bekommen.

»Ich mag das«, sagte Elisabeth.

Er sah sie an und schwieg.

»Ich mag so einen Wind«, fuhr sie fort. »Er pustet einem zugleich den Kopf leer.«

Er hüstelte. »Ist dein Kopf denn so voll?« Ein durchdringender Blick, doch nicht unfreundlich.

»Bis zum Platzen«, sagte sie.

»Du lernst sicher viel in der Schule?« In seinen Augen las sie Neugier.

»Ich geh nicht mehr zur Schule ...«, sie zögerte einen Moment, »... also mein Kopf ist vor allem voll von den Sachen, die ich nicht weiß.«

Er schmunzelte. »Sachen, die man nicht weiß, sind die schönsten. In ihnen steckt Verlangen.«

Sie begriff nicht so ganz, was er meinte, aber sie schloss aus seinen Worten, dass er sie ernst nahm.

Dunkle Wolken. Es würde regnen.

Zusammen gingen sie heimwärts. Er schritt kräftig aus, und um das Tempo zu halten, hopste sie fröhlich neben ihm her, ihr Kleid und ihre Zöpfe wippten. Er schwieg und sie erzählte. Freiheraus. Über Schwester Imelda, die eiserne Hand der Nonnenschule. Über brünstige Hengste, die in der Schmiede nicht stillhalten wollten. Über den Riss im Bezug von Mutters Kirchenstuhl. Über die Steine, die sie schon von klein auf sammelte, weil sie fest daran glaubte, dass man Geschichten aus alten Zeiten hören konnte, wenn man sie sich ans Ohr hielt. Aber man musste wirklich daran glauben. Sie erzählte auch alles von dem Tag, an dem die Schwalbe gestorben war, vor drei Jahren. Was für ein

Jammer das doch war, weil sie nun keine Entdeckungsreisende werden konnte oder Erfinderin oder Künstlerin oder so. Sie würde nun niemals etwas ihren eigenen Namen geben können. Einem Lied, einem Automobil, einer Insel, einer Geige, einem Theaterstück. Einerlei, was.

»Möchtest du das denn?«, fragte er.

»Wer nicht«, antwortete Elisabeth. »Nur dann lebt man weiter nach dem Tod.«

Ein paar blonde Haare, die sich gelöst hatten, flatterten ausgelassen um ihren nackten Hals.

»Ich will nicht, dass du so lange wegbleibst.« Ihre Mutter rieb sich nervös mit beiden Händen über die Ärmel ihres geblühten Kittelkleids.

Mütter haben keine Sorgen, dachte Elisabeth, sie machen sich welche.

»Du wolltest mir doch bei dem Auftrag für Freitag helfen. Das hast du mir versprochen.« Sie setzte sich ans Fenster und griff zu ihrer Spitzenklöppelei. Die Blüten, die Weinranken, die Tiere, die filigranen, verschnörkelten Muster, diese ganze minutiöse Arbeit hatte ihre Augen verdorben. Sie brauchte eine Brille, aber das würde sie niemals zugeben.

Der Kalbskopf würde am Freitag hier stehen, sich in seinem eleganten Anzug über den Küchentisch beugen und die Klöppelarbeiten äußerst sorgfältig mustern. Er hatte ein geübtes Auge für den kleinsten Fehler und für Geld.

»Ich helfe dir an allen Wochentagen, Mutter. Darf ich das kleine Stückchen Sonntag denn auch nicht mehr für mich haben?«

»Du wirst nie zufrieden sein, Elisabeth. Nie.« Ihre Ober-



lippe spannte sich zu einem dünnen Strich, ihre Augen suchten etwas in der Dunkelheit hinter dem Fenster, einen alten Kummer, von dem jemand gerade den Staub abgewischt hatte. Elisabeth blickte auf die schmalen Schultern ihrer Mutter, den leicht gekrümmten Rücken und die gefalteten Hände, die im Schoß lagen. In dem Schoß, in dem sie gezeugt worden war. Sie forschte nach Linien, Zügen, Wölbungen, Haut, Flecken, die eine Verwandtschaft erkennen ließen.

Ihr Vater, der alles gehört hatte, murmelte etwas von einer kaputten Kohlschaufel und ging nach draußen.

»Ich bin Herrn Funke begegnet, Mutter, mehr nicht.«

»Dem Fremden?«

»Ja, Mama, dem ...« Elisabeth seufzte.

Die Mucker, die mit ihren giftigen Bemerkungen das Dorfleben moralinsauer kommentierten, sprachen oft über Funke. Sie hielten ihn für einen manierlichen Menschen. Das war das Wort. Manierlich. Auch wenn niemand genau sagen konnte, warum. Er pflegte zurückhaltend zu grüßen, war eher schweigsam und hatte dunkle, tief in den Höhlen liegende Augen, mit denen er jeden, der gerade das Wort führte, warm, aber fest ansah, ohne dabei aufdringlich zu wirken.

Vor Jahren war er plötzlich im Dorf aufgetaucht. Keiner wusste, wie alt er war. Herr Funke hatte das Haus der verstorbenen Zulma gekauft. Notar Bouttelgier, in dessen Kanzlei der Erwerb beurkundet worden war, tat sehr geheimnisvoll über seine genaue Herkunft.

Herr Funke war auch nicht berufstätig. Das hatte zunächst für Unmut gesorgt, doch als er das ziemlich heruntergekommene Haus von Zulma – das an der Hauptstraße

stand – von ein paar Arbeitern aus dem Dorf instand setzen ließ, machte das vieles gut. Er hatte das Haus sogar um eine Etage aufstocken lassen, sodass der Giebel nun auf gleicher Höhe mit den Häusern der Honoratioren war.

Er las gern, fuhr Zweirad und ging spazieren, und er war unverheiratet. Auch das hatte natürlich anfangs einige Konsternation ausgelöst, aber er erledigte seine Einkäufe selbst und bezahlte seine Rechnungen im Dorfladen der alten Thérèse immer bar auf den Tisch.

»Er kocht sich was Ordentliches und dreht nicht jeden Centime zweimal um«, sagte Thérèse oft.

Nein, es stand außer Zweifel, Herr Funke war ein manierlicher Mensch.

Trotzdem blieb er der Fremde.

Elisabeth saß auf dem Rand ihres Bettes. Um des lieben Friedens willen hatte sie noch die Schwarzwurzeln geputzt. Sie schaute auf ihre Hände, die klebrig waren und voller Flecken. Mein Leben steht still, dachte sie. Seit diesem Tag. Sie konnte sich mühelos an den Geruch des Büros erinnern: Bohnerwachs und gestärkte Röcke.

»Du hast hier eine solide Erziehung genossen, Elisabeth Mazereel. Wir haben dich gelehrt, eine fromme Frau zu sein, in allen Lebenslagen.«

Schwester Imelda hatte ihre runzligen Hände über dem Schoß gefaltet und blickte unter der weißen Haube hervor auf die Wand, als ob sie das, was sie sagen wollte, lieber dem Verputz preisgab.

»Gott hat dir einen großen Verstand geschenkt.«

Es hörte sich eher so an, als sei es ein Geschenk des Teufels.

»Du hast lesen und schreiben gelernt, und auch im Rechnen bist du gut.«

»Am liebsten von allem lese ich«, sagte Elisabeth.

Die Schwester bedeutete ihr durch eine Geste, dass sie schweigen solle.

»Du hattest schon die Gelegenheit, länger hier zu bleiben, als es üblich ist, aber nun ist es so weit, dass du unsere Schule verlassen musst.«

»Ich weiß«, platzte Elisabeth heraus, »ich geh aufs Lyzeum im Mutterhaus.«

»Dazu will ich dir etwas sagen.« Die Nonne blickte ihr nun nachdrücklich in die Augen. »Deine Mutter möchte auf keinen Fall, dass du weiterlernst. Das weiß ich vom Herrn Pastor.«

Elisabeth spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Sie versuchte zu verstehen, was sie soeben gehört hatte. Die Worte wirbelten durch ihren Kopf.

»Du kannst deiner Mutter einen viel größeren Dienst erweisen, wenn du dich zu Hause nützlich machst und ihr beim Spitzenklöppeln hilfst.«

Elisabeth sah die Nonne entgeistert an. Kein Laut kam aus ihrer Kehle. Das ganze Zimmer erstickte sie. Der massive Schreibtisch aus Kirschbaumholz, das Banner des Schutzheiligen, das schlaff am Fahnenstock herabhing, der bis an die Decke reichende Bücherschrank mit Missalen und Bibeln, und vor allem der Stempel der Schule, der reglos in dem eisernen Ständer hing.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Die wollte sie aber nicht zeigen, nicht dort. Sie stieß ihren Stuhl abrupt zurück, sodass er umkippte und lärmend auf das Parkett polterte, und stürzte aus dem Büro, die Treppen hinunter,

ohne die Stufen wirklich zu sehen. Sie rannte nach Hause, zu ihrem Vater. Er würde sie verstehen. Vater kannte ihren Drang nach der Ferne.

Sie hatte ihm so oft begeistert erzählt, was sie gesehen hatte auf ihren Streifzügen durch die Dörfer der Umgebung. Die Schiffe auf dem Kanal, die langsam, aber stetig zu anderen Gewässern glitten. Die Flügel der Windmühlen, die von Winden aus fernen Gegenden angetrieben wurden und nach jeder Umdrehung wieder herabkamen. Die Gänse, die im Spätherbst in großen Schwärmen in Gebiete flogen, von denen niemand in ihrem Dorf je gehört hatte. Vater hatte damals gelächelt, während er das Feuer in der Esse weiter anfachte, und seine Augen hatten gegläntzt. Er sagte nie viel, jedenfalls nicht mit Worten.

Aber er war nicht da gewesen. Die Schmiede war leer. Dann hörte sie den dumpfen Aufprall. Eine Schwalbe war gegen das Fenster geflogen. Mit dem kleinen Körper dagegen geprallt. In vollem Flug, überzeugt von ihrem Können. Schwalben haben eine unvorhersehbare Flugroute. Als kämen sie ständig auf andere Gedanken. Mit zaghaften Schritten näherte sie sich dem ängstlichen Piepsen unter der Forsythie. Vorsichtig hob sie das Vögelchen hoch. Zitternd lag es in ihrer Hand, Blut rann aus dem aufgesperrten Schnabel, die kleinen Augen waren wässrig, die Flügel gebrochen, das Herz klopfte schwach. Sie beruhigte das Tierchen mit einfachen Worten. Natürlich verstand es sie. Vögel und zwölfjährige Mädchen sind seelenverwandt. Sie setzte sich auf die Holzbank vor dem Haus und hielt die Schwalbe, bis sie sich nicht mehr regte.

Danach ging sie mit dem blutigen, toten Vogel in der Hand an den Kanal bis zu der Ulme, ihrem Baum, unter

dem sie vor Jahren während eines schweren Sturms – entgegen allen Regeln – Schutz gesucht hatte. Nicht darunter, darin. Der Baum war von Schädlingen ausgehöhlt worden, man konnte sich darin verkriechen. Er war wie ein alter Mantel, in den sie genau hineinpasste. Um ihn herum war ein verwildertes Holunderwäldchen. Ein guter Platz, wenn man allein sein wollte. Sie war hier oft. Sie begrub den toten Vogel mit bloßen Händen und legte graue Steine auf die Stelle. Dann kamen ihr die Tränen, dort unter der alten Ulme, einen Stein noch in der Hand.

Aber Schwalben sind Boten.

Freitagnachmittag. Sie hatte gerade eine Sense weggebracht, die ihr Vater repariert hatte. In der Hauptstraße wurde ein Fenster geöffnet. Herr Funke steckte den Kopf hinaus, rief etwas und winkte ihr zu.

»Elisabeth, ich hab was für dich!«

Ihr Herz klopfte schneller. Sie sprang die drei Treppen hoch und stand vor einer großen Eichentür. Der Klopfer war auch ein Löwe, doch den brauchte sie nicht zu betätigen, denn Herr Funke machte schon auf.

»Komm rein. Ich hole es eben.«

Sie trat in einen Flur, von dem mehrere Zimmer abgingen und eine breite Treppe mit einem grünen Läufer in den ersten Stock führte. Ein Kronleuchter mit milchweißen gläsernen Lilien warf einen schwachen Lichtschein auf Gemälde an der Wand. Herr Funke ging in einen der Räume und ließ die Tür offenstehen. Eine Bibliothek. Mehr konnte sie nicht sehen.

Feinsinnig lächelnd kam er mit einem Buch in der Hand zurück.

»Vielleicht ist es ein bisschen schwierig, aber es stehen bestimmt Sachen drin, die für dich interessant sind.« Die Haut der schmalen Hand war blass. Seine Fingernägel gepflegt. Einen Moment trafen sich ihre Blicke, dann griff sie zu dem Buch. *Steine und ihr Dasein* stand in goldenen, kalligrafischen Lettern auf einem roten Stoffeinband.

»Ich bringe es auch morgen wieder«, sagte sie hastig.

»Nicht nötig. Ich brauche es vorerst nicht.«

Sie zögerte und wusste nicht recht, ob sie noch etwas sagen sollte. Er trug spitze schwarze Schuhe. Die glänzten so stark, dass sich die Lilien darin spiegelten. Schließlich drehte sie sich um und ging zur Tür hinaus.

»Danke schön«, sagte sie noch, als sie die Stufen hinuntersprang, und hoffte, dass er es gehört hatte.

Auf dem Nachhauseweg drückte sie das Buch unter ihrer Jacke an sich. Erst in ihrem Schlafzimmer holte sie es wieder hervor. Sie kniete sich aufs Bett, legte das Buch vor sich und schlug behutsam die erste Seite um. In krakeliger Schrift, doch deutlich lesbar stand dort etwas geschrieben. *Für den Liebsten*. Es berührte eine Saite in ihr, die sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Das Buch war zu wissenschaftlich, enthielt aber sehr schöne Zeichnungen von Felsmassiven und Querschnitte von Gebirgen. Im Anhang war eine Tabelle abgedruckt, in der schwierige Namen standen, von denen sie noch nie gehört hatte. Es ging dabei um den Härtegrad von Mineralien.

Allein schon das Wort war eine Melodie. Mineralien. Ihr Härtegrad. Das eine konnte das andere ritzen, dies jedoch nicht das erste. Ganz oben in der Tabelle stand Talk. Weich, fast knetbar. Das war ihr Mineral, dachte sie. Sie

stand ganz oben. Herr Funke stand ganz unten, fantasierte sie weiter, der härteste von allen bekannten natürlichen Stoffen. Diamant. Kann nur von sich selbst geritzt werden. Sie versteckte das Buch in ihrem Zimmer unter einem losen Dielenbrett.

Der Kalbskopf grinste. Er zog sein Jackett aus, hängte es über den Stuhl und legte die Muster auf den Tisch. Es ging um den Auftrag einer wohlhabenden Dame, die Deckchen für die Verlobungsfeier ihres Patenkindes wollte. Unter den Achseln zeichneten sich große Schweißkreise auf seinem Hemd ab. Sein kahler Schädel glänzte.

»Es darf auch mehr sein und ruhig was Schwierigeres. Sie haben ja jetzt noch zwei fleißige und schöne Hände im Haus.« Er sah mit seinen Schweinsäuglein zu Elisabeth hin und warf ihr ein öliges Lächeln zu. Sie war neben dem Kamin stehen geblieben, in sicherem Abstand. Vom Geruch seines Parfums, das den Raum erfüllte, wurde ihr übel.

»Sie arbeitet hervorragend, Ihre schöne Tochter, das wissen Sie doch?«

»Die Nonnen haben ihre Arbeit gut gemacht«, sagte Elisabeths Mutter. Sie lächelte treuherzig.

Er zog ein Taschentuch heraus, tupfte sich die Stirn ab und schnupperte auffällig.

»Talent kann man riechen«, sagte er.

Gleich neben Talent liegt Geld, dachte Elisabeth. Sie schaute sich rasch die komplizierten Zeichnungen an und nickte fast unmerklich ihrer Mutter zu. Es herrschte so etwas wie ein Gefühl der Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Zum ersten Mal?

»Gut«, sagte Mutter zum Kalbskopf. »Wir machen es.«

»Am zwanzigsten August muss es fertig sein. Ohne Wenn und Aber.«

»Das ist wenig Zeit für so eine Feinarbeit«, gab Mutter noch zu bedenken.

»Sie können bis zum späten Abend arbeiten. Es ist noch lange hell. Und ich gebe Ihnen dreißig Centime mehr.«

»So wenig«, seufzte Mutter.

»Ja oder nein?«

»Vierzig Centime mehr«, sagte Elisabeth ruhig. »Sonst nehmen Sie die Muster nur wieder mit nach Hause.«

Kurzes Schweigen. Der Kalbskopf sah sie an.

»Die traut sich was, Ihre Tochter.« Er baute sich vor Elisabeth auf und ließ seinen Blick auf ihren Brüsten ruhen. »Aber in Ordnung. Weil sie so nett gefragt hat.« Sein Augenzwinkern war noch schmieriger als sein Lächeln.

Eine Woche darauf stand Elisabeth, bevor sie auf den Markt ging, wieder vor Herrn Funkes Tür. Der Löwenkopf tönte metallisch laut. Sie wartete eine Weile, schaute sich um. Kein Mensch auf der Straße, doch sie wusste genau, dass sie beobachtet wurde. Hinter Vorhängen, auf strategisch am Fenster aufgestellten Lehnstühlen, würden sich Muckerrücken strecken, würden spitze Pfoten die verschlungenen Muster der Tüllgardinen leicht berühren, um freie Sicht zu haben auf das, was dort auf der anderen Seite der Hauptstraße geschah, vor der Haustür des manierlichen Herrn. Aber dort geschah nichts. Die Tür blieb zu.

Elisabeth verließ die Hauptstraße und bog um die Ecke. Sie ging über die kleine, baufällige Brücke neben der Brauerei und dann einen schmalen, unbefestigten Weg entlang, der hinter den Grundstücken parallel zur Haupt-



straße verlief. Herrn Funkes Garten war von einer Mauer umgeben, aber darin gab es eine Pforte, durch die ein Zweirad oder eine Schubkarre passte. Sie zögerte kurz, bevor sie den rostigen Riegel beiseiteschob. Was sie da machte, gehörte sich nicht. Doch ihre Neugier siegte über die Vernunft und den Anstand. Sie ging hinein und fand sich in einem gepflegten Garten wieder. Das Gras war kurz geschnitten, eine Holzbank stand unter einem Walnussbaum, der das Sonnenlicht über einem Beet mit Funkien und Hortensien filterte. Ein Stück weiter, mehr zum Haus hin, gab es einen sorgsam gepflegten Gemüsegarten. Direkt ans Haus angebaut war ein Wintergarten, getragen von einer Konstruktion aus rostbraunem, handgeschmiedetem Eisen. Nur wenige Pflanzen standen darin. Vor allem ein alter Sessel mit blausamtenen Armlehnen und eine Staffelei sprangen ins Auge. Auf einem kleinen Tisch lagen Pinsel neben Dosen mit Ölfarbe. Eine auf einen Rahmen gespannte Leinwand stand auf der Staffelei. Elisabeth ging zur Seitenwand des Gewächshauses, um das Bild besser sehen zu können. Es war eine Skizze, mehr nicht. Mit Bleistift oder Holzkohle. Die Grundlage von etwas. Ein Anfang. Aber es war überdeutlich. Sie erkannte sich selbst. Die Klarheit, mit der er sie mit wenigen einfachen Strichen wiedergegeben hatte, entblößte etwas von ihr, das sie nicht kannte und das in ihr ein unbehagliches, doch zugleich aufregendes Gefühl auslöste. Rasch legte sie das Buch auf die Gartenbank unter einen umgedrehten Zinkeimer. Dann lief sie vor ihrem Ebenbild davon.

Es wurde ein warmer Sommer. So einer, der die Menschen zwingt, in der Kühle ihrer Häuser zu bleiben und der die

Bauern auf dem Land – denn dort muss die Arbeit ja weitergehen – ächzen und stöhnen lässt beim Anhäufen der Rüben und beim Heumachen auf den Wiesen. Ein Sommer, der sogar am späten Abend – wenn es draußen etwas erträglicher geworden ist – noch nachflimmert im Zirpen der Grillen und in den lebhaften Gesprächen in den Gasthäusern. Es war der Sommer, in dem Elisabeth täglich die Schmiede ausfegte, das Unkraut im Gemüsegarten jätete und viele Stunden neben ihrer Mutter saß, das Klöppelkissen auf dem Schoß. Schweigsam, freudlos. Die Dinge waren nun mal, wie sie waren.

Und doch. An einem Sonntagnachmittag – sie hatte nur noch selten ein paar freie Stunden – konnte sie endlich wieder einmal losziehen. Ihre Mutter war mit den Nachbarinnen zur Andacht.

In Gedanken versunken, fast ziellos, ging sie zu ihrem Baum. Sie zwängte sich durch die Holunderbüsche und setzte sich. Da sah sie es. Der Steinhaufen sah anders aus. Er war höher, breiter, und vor allem: ganz oben lag eine neue Schicht aus weißen Steinen, die sie gewiss nicht dort hin gelegt hatte. Sie hockte sich daneben. Vorsichtig nahm sie den obersten Stein weg, sah ihn an und legte ihn beiseite. Das Gleiche machte sie mit dem nächsten, bis sie alle weißen Steine separat aufgeschichtet hatte. Dann entdeckte sie das Kästchen.

Sie schaute nach allen Seiten, um sich zu vergewissern, dass sie allein war. Das Kästchen war mit Holzintarsien verziert, fein geschnittene Muster und fremdartige Symbole. Es klemmte ein wenig, als sie es öffnete. Ein Buch lag darin, in ein Ledertuch eingewickelt. *Die höchsten Berge der Welt*. Vorn im Buch lag ein Zettel: *Für Elisabeth. Viel-*

*leicht weckt dieses Buch dein Interesse. Aufrichtige Grüße,*  
E.F. Sie blieb verstört sitzen.

Wie kam er dazu, hier etwas für sie hinzulegen? Woher wusste er von diesem Platz? Warum tat er das? Er war ein älterer Herr, sie ein junges Mädchen, fünfzehn Lenze, noch nicht einmal eine Frau. Sie legte das Buch neben sich, schloss das Kästchen, stellte es zurück auf das Vogelgrab und ordnete die Steine wieder auf ihren Plätzen an. Mit dem Buch unterm Arm verließ sie das Holunderwäldchen bei der kranken Ulme. Sie überprüfte noch einmal genau, ob der geheime Pfad auch wirklich gut der Sicht entzogen war und ob sie nicht doch von irgendjemand beobachtet wurde. Aber die Felder waren verlassen, an den Ufern des Kanals war keine Menschenseele zu entdecken. Mit festem Schritt ging sie nach Hause. Der Sommer bekam plötzlich eine andere Farbe. Die Hitze wog weniger schwer.

Ihr Vater kam an jenem Abend spät nach Hause. Er war zur Probe gewesen und stellte die Tuba neben den Garderobenständer.

»Ich hab meinen Tabak vergessen«, seufzte er. »Noch dazu ein volles Päckchen, verdammt noch mal.«

»Arthur, musst du deshalb jetzt fluchen?«, tadelte ihre Mutter.

»Ich kann's dir eben holen gehen«, schlug Elisabeth vor.

»Es wird im Brouwershof liegen geblieben sein. Auf dem Tisch ganz vorn am Fenster, da hatte ich mir noch ein Glas genehmigt.«

»Mehr als eins, wenn du mich fragst«, sagte Mutter.

»Lauf schnell hin, bevor es jemand anders einsteckt.«

»Aber es wird schon dunkel. Willst du sie wirklich gehen lassen?«, fragte Mutter besorgt.

»So eine große Tochter. Was soll schon passieren?« Er ließ sich in seinen Sessel fallen und legte die Füße auf den Kohlenkasten.

»Ich bin schon weg«, rief Elisabeth.

Ein paar Musiker der Blaskapelle standen draußen und schauten beunruhigt auf die offenstehenden Türen der

Schenke. Das Ungeziefer war gerade aufgekreuzt. Die Messerstecher aus dem Centime-Viertel.

Elisabeth kannte dieses Viertel, weit weg vom Dorfkern, dicht am Wald, bewohnt von Arbeitern und Arbeitslosen, Bettlern und Hehlern. Sie wohnten in Häusern aus Brettern und Lehm, überall war Schmutz und Unrat, und es stank dort immer nach Urin und Kot. Der versoffene Weiler hieß überall nur »Centime-Viertel«. Die Bewohner bekam man nicht oft zu Gesicht. Für gewöhnlich hockten sie in ihrem eigenen Dreck. Auf ihren vielen Streifzügen war Elisabeth mehrmals an diesem Viertel vorbeigekommen. Es gab dort dunkelbraune Tümpel, überwuchert von Entengrütze, in denen es von Salamandern und Stichlingen wimmelte. Sie hatte auch ein paar Jungen aus der Siedlung kennengelernt, zum großen Entsetzen ihrer Mutter.

Elisabeth zwängte sich in die Dorfschenke und ging zu dem Tisch, an dem ihr Vater gesessen hatte. Das Päckchen Tabak lag noch genau da, wo er es vergessen hatte. Als sie es an sich nehmen wollte, hörte sie hinter sich Pfiffe.

»He, Elisabeth, das ist lange her!«, rief Hendrik, der Sohn von Schlunze Mia. Er war der Jüngste von drei Brüdern und einer der Jungs, mit denen Elisabeth stundenlang den Teich nach Salamandern mit orangefarbenen Bäuchen abgesucht hatte. Das waren die schönsten, die Könige des Teiches, so hatte er sie genannt. Sie hatten welche gefunden und in ein Einweckglas gesetzt, das Elisabeth von zu Hause mitgebracht hatte. Er hatte ihr geholfen, als sie mit einem Fuß im Schilf stecken geblieben war, und er hatte sich dabei ganz schmutzig gemacht; nicht, dass der Unterschied zu vorher sehr groß gewesen wäre, aber trotzdem. Danach hatte er sie, das Glas gerade vor sich hertragend, damit das Was-

ser und die Tiere nicht herausschwappten, nach Hause begleitet, wo Elisabeths Mutter ihn mit einem vernichtenden Blick empfangen hatte.

Letzten Sommer hatten sie ein paarmal miteinander gespielt, doch dann hatte sie ihn aus den Augen verloren, denn er musste von da an täglich mit seinen älteren Brüdern ins Sägewerk.

Er war ein ganzes Stück gewachsen und nicht unansehnlich. Aber sein Hemd war schmutzilig und die Hose viel zu kurz.

»Sieh mal an, was für eine Schönheit«, grinte Tist, einer von Hendriks Brüdern, mit einer schlecht gedrehten Zigarette im Mundwinkel. »Und mit allem Drum und Dran, was so 'ne Puppe braucht.«

Er kam näher und stellte sich direkt vor Elisabeth. Er stank nach Alkohol und Erbrochenem, von dem noch Spuren auf seinem zerrissenen Hemd zu sehen waren.

»Na, hat schon wer deine Tittchen angefasst, schönes Fräulein?« Die Asche seiner Zigarette fiel herab und landete zwischen seinen Brusthaaren.

»Lass sie in Ruhe, Tist, sie ist lieb und nett.« Hendrik sah sie an, als er das sagte.

»Seit wann ist lieb und nett ein Grund, keine Fleischschau zu machen?«

»Schöne pralle Pfirsiche in der Bluse.« Das war Omer, der Plumpeste der drei, der sich mit seinem im Wachstum zurückgebliebenen und stark verkrüppelten Leib neben seinen Brüdern aufgebaut hatte. Er nahm die Hände aus den Hosentaschen und versuchte, mit seinen gekrümmten Fingern – er litt an Kinderrheuma – Elisabeths Brust zu betatschen.

»Lass mich in Ruhe!«, rief sie.

»Ja, lass sie gehn, sie hat uns nichts getan.« Hendrik trat einen Schritt vor.

»Nichts getan? Als ob uns das nicht schnuppe ist«, sagte Tist. »Wie kommt es, dass du auf einmal so zahm bist?« Er drehte sich zu seinem Bruder um; er war einen Kopf größer und doppelt so breit. »Kennst du sie vielleicht?«

»Nein, aber ich will, dass du sie in Ruhe lässt.«

»Oha, unser Hendrik fliegt auf höhere Töchter. Du weißt doch, dass wir zu Hause alles teilen.« Tist packte Elisabeth am Arm und zog sie an sich. Sie spürte, wie ihr Busen an seinen verdreckten Brustkorb gepresst wurde, und mit der freien Hand hob er ihr Kleid hoch.

»Tist, lass das!«

»Wir teilen alles Hendrik, also ...«

»Also ich denke, du lässt sie jetzt besser los.« Eine ruhige, aber kraftvolle Stimme ertönte aus dem Nichts. Elisabeth sah sich überrascht um. Hinter ihr stand Herr Funke. Er hielt einen Spazierstock mit silbernem Knauf in der Form einer Eule in der Hand und streckte ihn drohend nach vorn.

»Du verziehst dich jetzt besser, junger Mann. Ich bringe sie nach Hause.« Im Wirtshaus wurde es mucksmäuschenstill. Tist ließ Elisabeth los und krempelte die Ärmel hoch. Aber Omer tippte ihm auf die Schulter und zeigte auf den Dorfpolizist Daems, der, den Gummiknüppel in der Hand, gerade in diesem Augenblick hereinkam. Tist machte sich davon, und Omer humpelte ihm mit seinen lahmen Knien hinterher. Nur Hendrik blieb stehen und sah Elisabeth und Herrn Funke aufmerksam an. Dann drehte er sich um und stellte sich ans andere Ende der Theke.

»Wenn du möchtest, begleite ich dich nach Hause. Es steht dir frei.«

Elisabeth zögerte und überlegte kurz, auf das Angebot einzugehen.

»Nein, danke. Ich weiß den Weg allein.« Sie nahm den Tabak vom Tisch und wollte gehen. Herr Funke hielt sie mit seinem erhobenen Spazierstock auf. Der silberne Knauf war von seinen schwarzen Handschuhen ganz umschlossen. Feinen Samthandschuhen.

»Ist das Buch für dich interessant?«

»Ja«, flüsterte Elisabeth.

Er war da, er war nicht da. Er war da, er war nicht da. Sie zupfte ein Blütenblättchen nach dem anderen aus einem am Kanalufer gepflückten Gänseblümchen. Er war da, er war nicht da.

Eine Woche nach dem Vorfall im Brouwershof hatte sie *Die höchsten Berge der Welt* ausgelesen und Herrn Funke zurückgebracht. Wie beim ersten Mal war sie durch die Gartenpforte hinterm Haus geschlüpft, diesmal ganz ohne Scheu. Sie hatte sich nicht mehr wie ein Eindringling gefühlt. Aber aufregend war es immer noch gewesen.

Nun lief sie wieder zum Kanal. Er war da, er war nicht da, er war da, er war nicht da. Die Ulme hielt friedlich Wache, schon seit fast hundert Jahren. Sie brauchte nur auf den Steinhaufen zu schauen, dann wusste sie es schon. Er war da gewesen! Er war wieder durchs Gebüsch gekrochen, mit seinem eleganten Mantel, den schwarzen Schuhen, die im Sonnenlicht glänzten, und dem Spazierstock mit dem silbernen Knauf.

Sie holte schnell das Kästchen unter den Steinen hervor



und fand das Buch. Ihr Herz klopfte heftig. Sie war ein junges Mädchen, und sie saß in einem gestohlenen Moment unter einem geheimen Baum. Was war das? In Gottes Namen, was war das? Sie verstand sich selbst nicht mehr.

*Major Frans.* Kein schöner, prachtvoller Einband, keine goldenen Lettern, keine Zeichnungen. Eine abgegriffene Novelle, Flecken an der Außenseite, erschienen in Amsterdam. Wieder lag ein Zettel darin. *Lies und denk nach.* Es war ein Befehl. Nicht gerade freundlich. Trotzdem freute sie sich darüber. Sie würde es lesen. Unbedingt. Für ihn. In ihrem Innern jubelte etwas. Sie und Herr Funke führten ein Gespräch im Schatten, zwischen seinem Garten und ihrem Baum.

Ein freier Nachmittag. Elisabeths Mutter war zum Kaffee bei Tante Zoë, und ihr Vater war in der Stadt, um neues Werkzeug zu kaufen. Er war mit der Droschke von Notar Bouttelgier mitgefahren, der dort einmal in der Woche ins elitäre Lokal Belle Vue musste, wo er Champagner trank, Pfeife rauchte und mit Papierkram Geld verdiente, was nach Ansicht von Elisabeths Vater mit Arbeit rein gar nichts zu tun hatte, doch das sagte nichts gegen den Notar persönlich. Arthur Mazereel und Notar Bouttelgier hatten keine Gemeinsamkeiten, aber die Fahrt dauerte nicht lange, höchstens zwanzig Minuten, und die Schweigsamkeit des Schmiedes und die allseits bekannte Redseligkeit des Notars ergänzten sich in idealer Weise. Über den Notar und dessen Gattin kursierten kuriose Gerüchte. Bertrand Bouttelgier war ein kleiner, schwächlicher Mann, verheiratet mit *une dame lunatique*, die zu viel Portwein trank. Die Macht, die der Mann außerhalb des Hauses

hatte, musste er gegen eine fast ironische Unterwürfigkeit eintauschen, wenn er über die eheliche Schwelle schritt. Seine Frau befahl ihm die sonderbarsten Dinge. So war allgemein bekannt, dass er sich oft, an den unmöglichsten Momenten des Tages, neben sie ans Piano setzen musste, um ihre Partituren umzublüättern, während sie romantische Lieder dahinschluchzte. Und danach musste er sie zum Bett tragen. Sie trug dann ihr Hochzeitskleid von ehemdem, in das sie kaum noch hineinpasste, und er musste sie sanft niederlegen, den weißen Schleier etwas lüften und sie auf die Stirn küssen, mehr nicht. Er musste sogar das Zimmer wieder verlassen. Jede Woche musste er ihr auch die Todesanzeigen aus der Zeitung vorlesen. Sie lag dann auf ihrer Chaiselongue, nippte an ihrem Lieblingsgetränk und gebot ihm mehrmals, von vorn anzufangen, weil er die Texte nicht pathetisch genug rezitierte. Das alles plauderte ihr Dienstmädchen eifrig aus. Die Frau Notar hatte ein detailliertes Bild von Witwen und Witwern, die nach Todesfällen unweigerlich zurückbleiben, und eine vage Vorstellung von den Erbschaften – sie verfügte schließlich über den Schlüssel zur Kanzlei ihres Mannes. Dieses umfassende Wissen und ihr unstillbarer Hunger nach falscher Romantik brachten sie dazu, ständig, insgeheim oder öffentlich, über passende Liaisons in der Welt um sie herum nachzudenken. So bekam sie denn auch immer wieder Besuch von Verzweifelten, die sie darum baten, ihr Licht in die aussichtslose Finsternis ihrer Einsamkeit scheinen zu lassen. Mit großem Eifer teilte sie dann ihre Meinung mit, selbstverständlich gegen Bezahlung, die aus ein paar Flaschen Portwein bestand. Zuweilen fungierte sie tatsächlich als Kupplerin und stiftete neue Verbindungen.